

Alfred Paul Schmidt

Die Logik der Schatten

Aphorismen und Anekdoten





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage November 2018

literatur nr. 100

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Adobe Stock, © Max Ferrero #6401647

Autorenfoto: Robert Fimbinger

Druck: Bookpress

ISBN 978-3-903144-61-3



Alfred Paul Schmidt

Die Logik der Schatten

Aphorismen und Anekdoten

ES IST ALLES NICHT WAHR.

Vor nahezu dreißig Jahren, jetzt bin ich 77, hatte ich in Wien eine Lesung, deren kläglichen Erfolg, es waren ganze vier Zuhörer erschienen, ich mir anschließend in einem nahen Beisel von der Seele spülte, nicht als verlorener Trinker, der sich einsam mit seinem Kummer unterhält, sondern im Beisein eines Fahrradboten, der es mit seinen 50 Jahren, erschienen bei verschiedenen Kleinverlagen, bereits auf über 40 Romane gebracht hat; allerdings von Kritik und Publikum weitgehend ignoriert. Ich fragte den Mann, woher es käme, dass sich sein Schreiben einer derart erstaunlichen Fruchtbarkeit erfreue, wo ihm doch in stummer Auf richtigkeit von überall her versichert wird, dass man gut und gern auf ihn verzichten kann.

Daraufhin erfuhr ich, dass er eines Tages tief betrübt, lediglich ein kümmerliches Talent zu besitzen, am Zentralfriedhof zwischen den Gräbern verwegener Grübler und richtungsweisender Leuchttürme herumgewankt sei, mit der Klage in der Brust, dass ihn ein mitleidloses Schicksal radikal von seinem Traum abgeschnitten habe, die letzte Ruhe als Nachbar von erlauchten Dichtern wie Grillparzer und Hofmannsthal genießen zu dürfen. Aber als er an Johann Nestroy vorbeiging, stieß ihm ein sonderbarer Einfall zu: Die Erlaubnis, seine bescheidenen Eingebungen niederzuschreiben, werde ihm vorbehaltlos und für immerdar ausgerechnet von den umliegenden Großmeistern erteilt. Dieser erfreuliche Gedanke hatte aber zur Folge, dass er einigermaßen nachdenken musste, ehe er herausfand, das Lebensrecht seiner Romane sei darauf gegründet, dass der Bedarf an himmelstürmender Wortkunst immer schon ausreichend gestillt wurde und gestillt werden wird, ein großes

Glück, das nichts weniger besagt, als dass jeder Kopf, auch der letzte Stümper, dichten und denken darf, was er will, so er im Glauben lebt, ein anderes Wohlbefinden gibt es für ihn nicht.

Da es zu den Gewohnheiten meines Trinkgenossen gehörte, seine Lizenz zu sich selber durch den Besuch der Grüfte des genialen Geistes von Zeit zu Zeit zu erneuern, fuhren wir am nächsten Tag zum Zentralfriedhof nach Simmering hinaus. Und als wir zwischen den Überresten von Schnitzler, Werfel und Hermann Broch herumwanderten, äußerte sich die ihm erneut zugesprochene Erlaubnis zu seinen Erfindungen durch den Entschluss, die Arbeit, einen Lebenslauf in Anekdoten, sie spiegeln dessen Sinn, die er gerade abgeschlossen, zur Gänze zu überarbeiten, weil ihm momentan Ideen zufließen, die aus dem jetzigen Gesellenstück ein wahres Meisterwerk machen könnten.

Ich hingegen befand mich in einem weitaus weniger euphorischen Zustand. Die Grazer Kleine Zeitung, genauer gesagt, der Kritiker Werner Krause, hat mir nämlich vor Kurzem das Angebot gemacht, einmal in der Woche für den Spot »Zur Lage« einen Aphorismus auszuhecken. Dieser Chance, mich öffentlich auszustellen, konnte ich nur eine freudige Zusage entgegenhalten, schließlich ist die paradoxe Sentenz ein bereits älteres Steckenpferd von mir, aber inzwischen sind doch arge Zweifel, ob mir Entsprechendes einfallen werde, an mich herangetreten, besonders, ob ich nicht als peinlicher Dumpfmeister dastehen würde, vergleiche man mich mit solche Größen wie Lichtenberg, Oscar Wilde oder gar Karl Kraus.

Der Flügelmann an meiner Seite, dem ich meine Skrupel schilderte, schlug vor, Karl Kraus zu besuchen, dessen Grab sich hier irgendwo um die Ecke befinden würde. »Ich hab

gehört«, sagte er, »auf seinem Grabstein steht das Resümee seines Lebens: Es ist alles nicht wahr. Damit spricht er uns doch nur Mut zu unseren eigenen Irrtümern zu.«

Und als wir wenig später vor einem massiven, grob gekerbten Granitstein standen, trug er nichts als den Namenszug des großen Toten, keine Lebensdaten und auch kein sinnspendendes Vermächtnis.

»Siehst du«, sagte ich, »die Wirklichkeit ist immer wahr, die Wahrheit jedoch nicht unbedingt immer wirklich.«

»Wenn das so ist«, lachte mein Freund, »mach dir keine Sorgen, eines von beiden werden deine Gedanken immer treffen.«

Und so kam es, dass ich gut 22 Jahre lang, bis ich reif zum Aufhören war, Aphorismen verfasste, die ich Werner Krause schickte, wöchentlich fünf Stück, und einer von ihnen ging dann in Druck. Der vorliegende Band enthält eine knappe Auswahl der aber- und abervielen damals entstandenen Klärsätze, eine Bezeichnung, die ich wählte, da sie mir die Früchte meines Nachdenkens querfeldein am verständlichsten belichtete.

Unwissend zu sein verbirgt man am leichtesten, indem man sich so stellt.

Man sollte von den unausgeführten Vorsätzen nicht zu schlecht denken, waren sie doch der wichtigste Beitrag zu jeder bisherigen Wirklichkeit.

Wenn die Leute einander malträtieren, schlägt sich das in ihrer Entwicklung nieder, aber was nützt es den Tieren, werden sie vom Menschen gequält.

Durch die unablässige Verneinung des Guten ist ihm etwas Märtyrerhaftes zu eigen, von dem es letztlich sein Gewicht bezieht.

Im Letzten dient auch die Weisheit nur kurzweiligem Verbrauch, deshalb bekränzen wir ihren überdauernden Anteil mit Binsen.

Die Liebe, einander Zeit zu schenken, scheitert vor allem daran, dass sie nicht verpackt werden kann.

Wie kann man jemand um sein Schicksal beneiden, ist es doch selten genug, dass man das eigene versteht.

Der Marxismus mit seiner alles beherrschenden Ökonomie hat doch Recht, sie führt sogar zu seiner Abschaffung.

Wir führen mit unseren Entscheidungen die Katastrophe herbei, damit wir wenigstens eine Zeitlang von ihnen befreit sind.

Da das Leben aus seiner Bedrohung noch immer den stärksten Anreiz zum Weitermachen gezogen hat, glauben wir, seine Grundlagen vergiften zu müssen.

Ein Zeitalter, zufrieden mit seiner Gewöhnlichkeit, verehrt seine besonderen Menschen in ganz außerordentlichem Maß.

Ein Richter ist auf alle Fälle ein sittlicher Ausnahmemensch; wir alle stehen unter der Forderung des Mitleids, ihn würde es krank machen.

Da ein Genie sich selbst zum Lohne hat, kriegt man Geld erst für eine Kunst, die zu erlernen ist.

Wenn man absolut nicht weiß, was man machen soll, kann man nur mehr das Richtige tun.

Die meisten Menschen haben nichts zu sagen, weil sie nicht schweigen können.

Da man sich keine echten Gouvernanten leisten kann, werden zumeist Ideale als solche missbraucht.

Die Kritik am Theater, hochgradig gehässig, ist ein Zeichen von dessen Lebendigkeit, dagegen scheint das Buch, nur mehr mit Wohlwollen und Nachsicht betrachtet, bereits gestorben zu sein.

Den kleinen Gauner strenger zu bestrafen, hat wenig von Klassenjustiz an sich; er ist zu schwach zum großen.

Was man für die Verachtung anderer aus der Kassa nimmt, fehlet einem regelmäßig für die Achtung vor sich selber.

Im Grunde hat die Welt nichts gegen die Wahrheit, nur ist sie genauso anstrengend wie der Irrtum.

Die Angst vor dem Ruf nach dem starken Mann ist eher unbegründet; man wartet lieber, bis er selber zu schreien anfängt.

Wissen ist Macht, darum bemüht sich kaum jemand um Erkenntnis.

Am besten lebt man während des Umsetzens seiner Absichten; alles Fertigwerden ist ein großes Tor zu Langeweile und Enttäuschung.

Was der Lust das Verbot, ist dem Leben das Erkenntwerden durch den Intellekt.

Es ist der entscheidende Vorteil des Reichen, wenn er will, ein Leben wie ein Armer führen zu können.

Alles Gut des anderen ist für uns nur wertvoll, weil wir es nicht besitzen.

Wenn das Leben der beste Lehrmeister ist, darf es nicht wundern, was aus den Schülern wird.

Da der Bettelmönch eine durchaus moralische Lebensform ist, kann man vom subventionierten Künstler nicht auch noch Werke verlangen.

Die Macht des Geldes abzuschaffen, seine Anziehung, bedeutet allerdings, die letzte Autorität zu beseitigen.

Dass sich der Mensch den freien Willen wegbewies, macht ihn nicht ärmer, die Verantwortung für sich selber belässt ihn reich genug.

Am Glauben an die Bedürfnislosigkeit ist härter zu arbeiten als für die Bedürfnisse, die man zu haben glaubt.

Wir loben die Weisheit eines Menschen, weil wir nicht verstehen, welchen Nutzen er davon haben könnte.

Wie die Überwindung zur Arbeit viel schwerer fällt als diese selbst, so dürften vor und unter dem Schafott ähnliche Verhältnisse herrschen.

Seine Unternehmungen statt mit großer Hoffnung aus Pflicht gegen seinen Lebenswunsch zu betreiben, hat den Vorteil, bei ihrem Scheitern nur mäßig enttäuscht zu sein.

Sich über die Vergangenheit zu ärgern und über die Zukunft zu freuen, ist die Weisheit des Narren.

Der Mensch lebt wie ein Motor; das Glück des einen treibt ihn an, die Not des anderen kühlt seine Erhitzung wieder ab.

Den jeweiligen Unsinn im Kopf daran zu hindern, über die Lippen zu kommen, ist der schnellste Weg, klüger zu werden.

Einzig die Freude, unsere Schwächen von der Wurzel her durchschaut zu haben, macht den Kummer über sie wieder wett.

Um sich auch nur kurz zu besinnen, verlangt das alltägliche Leben von seinem Kritiker, naturgemäß an ihm zumindest ein wenig irre geworden zu sein.

Es ist unnötig, Thron und Altar nachzutruern, wo doch in Wirtschaft und Politik dasselbe Gespann nachgewachsen ist.

Das Nichts ist deshalb so anziehend, weil es der natürliche Zustand des Geistes ist.

Im unerklärlichen Eindruck, den etwas auf uns macht, ist der Schlüssel zum Wesen des Empfängers verborgen.

Die Fähigkeit einer Philosophie, neue Quellen der Unterdrückung zu entdecken, bestimmt ihre Popularität.

Ich scheine auf nichts Neues, sagt die Sonne; was für ein Irrtum, sagt der Mond.

Wenn wir uns im Glück vor dessen Ende fürchten, wäre es vernünftig, im Unglück schon dessen Überwindung zu besingen.

Politiker sind weniger Träger der Macht, vielmehr ein Totem der öffentlichen Moral, sonst würde sie nicht eine alltägliche Sittenverfehlung aus dem Amt jagen können.

Im großen Künstler verehren wir im Grunde die Festigkeit eines Charakters, originelle Konzepte haben viele, gegen alle Widerstände zu ihnen zu halten, können wenige.

Das Unruhige in allem ist meist ein Ergebnis geistiger Betrachtung; die alte Zeit, nur ob ihrer Unveränderlichkeit die gute, ist daher zuoberst ein Objekt des Gemüts.

Je weniger ein Mensch genötigt ist, auf andere herabzusehen, umso eher wird man zu ihm hinaufschauen.

Was dem schlichten Menschen ein Geschenk der Natur, macht die Brillanz des geistigen aus: den Kopf von überflüssigen Gedanken freizuhalten.

Da Leiden und Ungenügen unausweichlich sind, ist es an der Lebenskunst, sie so zu wählen, dass sie wenigstens dafürstehen.

Das Senken des Kopfes als Zeichen der Ehrerbietung bedeutet letztthin, dem Mächtigeren durch den erkennen den Blick nichts abziehen zu dürfen.

Literatur, die sich mit sich selbst beschäftigt, ist wie ein Theater, das nur Darstellungsprobleme auf die Bretter bringt.

Die klügeren Sachen werden in ein Stück nur hineingeschrieben, damit die Streichungen etwas mit geistiger Arbeit zu tun haben.

Als Lebensbegleiter ist Trivilliteratur gewiss von geisttötender Wirkung, dem Jugendlichen jedoch kann sie durchaus die Welt erschließen.

Seelensäubernd ermöglicht der Urlaub all den Streit, der während des Jahres wegen Überlastung versäumt wurde.

Der Erfolg der Dummheit beruht auf einer perfekten Geheimorganisation, der anzugehören, sogar den Mitgliedern verborgen ist.

Häufige Kontakte bewirken die Angleichung, aus der Sparsamkeit der Begegnung jedoch erwächst das Verständnis der Menschen.

Einerseits beklagt man den Mangel positiver Visionen, und andererseits werden die lupenreinen Utopien der TV-Unterhaltung als heile Welt denunziert.

Der Ausbau der Individualität ist das oberste Ziel beim Bruch des Gesetzes, weshalb der geistige Verbrecher über seine Verurteilung keine Tränen vergießt.

Den Frauen wird vorgeworfen, auf dem Weg zur Emanzipation die Dummheit der Männer nachzuahmen; als ob deren Vorherrschaft durch ihre Klugheit begründet wäre.

Da unserer Gattung die Ausdauer als Hauptbegabung zueigen ist, benötigen wir das Unmögliche als Widerstand.

Politik ist ein Medium der Veredelung: sie hat aus Lüge Diplomatie und aus Schwachsinn zumeist Mehrheiten gemacht.

Die von der optischen Fülle erzwungene Kürze des Kinodialogs fördert ein poetisches Gleiten in Vieldeutigkeit, das zur Suggestionskraft des Films mehr beiträgt als seine Bilder.

Da jeder Charakter bedenklich ist, geht der wahre Philanthrop an seinem eigenen vorüber; so wird das Verderben zumindest um eine Spur geschmälert.

Hält man die Masse der Literatur gegen die Anzahl ihrer Ideen, so ist die Verheißung, sie kämen beim Schreiben im höchsten Grade übertrieben.

Da unser Wesen dem Frieden nähersteht als dem Krieg, sind die meisten Menschen lieber schön als intelligent.

Den anderen für edler zu halten, als er uns erscheint, ist der einfachste Weg, aus sich einen besseren Menschen zu machen.

Die sicherste Methode, einen verhassten Herrscher zu stürzen, ist die, ihn zum Terror zu verleiten; von ihm wird die Kraft, am Ruder zu bleiben, völlig aufgezehrt.

Der Egoismus lässt umso weniger von sich ab, je mehr er seinen Zusammenbruch ersehnt.

Der beste Lehrer ist jener, der gerade beginnt, die Sache selber zu verstehen.

Erhebend im buchstäblichen Sinn wird der Glaube an das Gute im Menschen erst dann, wenn einem Böses von ihnen widerfährt.

Der Solipsismus ist eine Krankheit, deren denkerische Produktivität zu einer Lebensdauer führt, die jener der Gesundheit gleichkommt.

Wie der Spiegel das Gesicht des Betrachters zurückwirft, gibt sich das Leben nicht selbst zu erkennen, sondern nur den Blick, der es zu ergründen sucht.

Die Idee der Unverdrossenheit scheint sich dem Bewusstsein durch die Zeit anschaulich gemacht zu haben, da sie selbst angesichts der Ewigkeit nicht müde wird zu vergehen.

Geht man erhobenen Hauptes seinen Weg, ist man im Glück, das uns von jeder weiteren Suche nach ihm befreit.

Die hervorragende Tat gleicht der radikalen Medizin; einerseits wird ein Übel beseitigt, zum anderen hat sie die Nebenwirkung, so beeindruckend zu sein, dass sie Schmerz verursacht.

Je hohler der Podest, auf den eine Tugend gestellt ist, umso größer die Versuchung, sich ihren Ansprüchen durch Taten zu widersetzen.

Jedes vernünftige Handeln entspringt einer langen Reihe von guten Vorsätzen, die nicht in die Tat umgesetzt wurden.

Die Leugnung des Zufalls muss man jenen Begnadeten zugestehen, die sich als die Absicht unbekannter Ursachen zelebrieren.

Die Kunst des Zuhörens besteht einfach darin, den Menschen hinter seinem vorfabrizierten Text zu erspüren.

Nicht aus dem Verbrechen bricht die Fassungslosigkeit der Betrachter, wir sind bestürzt über unser Schuldgefühl, das keine Quelle finden kann.

Kommt es zu krassen Verbrechen, verweist die Schande innerhalb der Gemeinde, entgegen aller Logik, auf das Gefühl einer kollektiven Schuld.

Schauerlich sind die Abgründe an Langeweile, die manche zu fliehen gezwungen, blickt man auf den Erfindungsreichtum, mit dem sie sich zerstreuen.

Es spricht gegen die ständige Behauptung, der Künstler schaffe nur für sich selbst, er liebe seine Werke wie Kinder, dass noch keinem wegen Kindesweggabe das Herz gebrochen ist.

Sich auf etwas einlassen, heißt immer, anderes auszuschließen; allem offen zu sein, läuft daher auf die Forderung nach umfassender Oberflächlichkeit hinaus.

Wir versuchen ständig in den Augen anderer einen Anwert zu erlangen, weil es so selten gelingt, den eigenen einen anzudrehen.

Der Gegenspieler der Individualität ist die Sicherheit; die jeweilige Vernachlässigung des einen zugunsten des anderen ist das Maß persönlicher Lebenskraft.

VERNISSAGE

Der seelische Schmerz hat offenbar ein großes Schamgefühl, nichts vertreibt ihn schneller als intensive Beobachtung.

Je höflicher die Menschen zueinander sind, umso mehr fürchten sie wechselseitig ihre Hinterhältigkeit.

Die Erneuerung des Lebens zu beobachten, statt im Alter auf den Tod zu starren, ist die einzige Art, wenigstens partiell wiedergeboren zu werden.

Helma und Waltraud, beide Mitte vierzig, beide Lehrerinnen an einer Mittelschule, waren zur Vernissage von Werken des Malers Werner Berg verabredet, doch Waltraud, die Eröffnungsreden waren schon gehalten, das Buffet eröffnet, war noch immer nicht erschienen. Auf ihrem Rundgang von Bild zu Bild blieb Helma vor dem berühmten Porträt von Christine Lavant stehen und fragte sich, ob die Liebe der Dichterin zu dem Maler nicht doch eine Art von Erfüllung erfahren hat? Den Schmerz dieser Frau, ausgesetzt einem mitleidlosen Schicksal, lediglich beschirmt von einem bäuerlichen Kopftuch, in so ergriffener Weise darzustellen, sagte sich Helma, konnte nur einem Mann gelingen, der diesem harten Leben bei sich eine Wohnstatt geben wollte.

Tief zufrieden mit diesem Gedanken wandte sich Helma von dem Bild ab und ging auf Waltraud zu, die ihr mit einem Gesicht voller Sonnenschein entgegenkam. »Was ist denn mit dir los«, verwunderte sich Helma, »du siehst um zehn Jahre jünger aus! Hast du eine Frischzellenkur gemacht?«

»In gewisser Weise«, lachte Waltraud, »ich bin frisch verliebt!«

Helmas Neugierde zu befriedigen, war das mindeste, was Waltraud tun konnte, um sich für die Verspätung zu entschuldigen, deshalb erzählte sie begeistert, dass Jossip, ein ukrainischer Staatsbürger, an ihrer Tür nach Arbeit gefragt habe. Nach der radebrechend vorgebrachten Frage kam Waltraud nicht umhin, Jossip um den Hals zu fallen, da sie den begehrlichen Blick wahrgenommen hat, es war der begehrlichste aller Zeiten, mit dem er ihren Busen liebte.

Daraufhin vergaßen die beiden Freundinnen die Kunstwerke ringsum und begaben sich zum Buffet, wo sich Helma vergebens an den Gedanken zu erinnern versuchte, der ihr beim Anblick des Porträts von Christine Lavant gekommen ist.

Was eine richtige Vernunft ist, wird ihrer selbst im passenden Augenblick überdrüssig; weshalb sie als Diktatur gänzlich unbrauchbar ist.

Die Sensibilität der neuen Innerlichkeit ist so gesteigert, dass die Dichter ihren eigenen Herzschlag ständig mit einem Erdbeben verwechseln.

Einwände gegen das Erbrecht mögen bedenken, ob die Güternachfolge nicht eine Entschädigung für das genetische Zwangsvermächtnis ist.

Das größte Hindernis, sich auf einen gegnerischen Standpunkt einzulassen, ist der Widerwille, dadurch füglich mit dem eigenen bekannt zu werden.

Wie das Medium erst durch das Abbild der Erscheinung sichtbar wird, stellt sich der Mensch durch das von ihm Angeschaute dar.

Da die Forderung nach dem mobilen Wähler permanenten Gesinnungswechsel bedeutet, besteht die demokratische Stabilität aus starrer Verwaltung und politischem Schauspiel.

Es ist das Zentrum aller Mitläuferei, sich über nichts mehr wundern zu können.

Das Unverständliche an einem Denker ist in der Regel die Sperre, die ihm das Dickicht zugefügt hat, das er nicht zu durchdringen vermag.

Ein Unsinn: die Ausnahme bestätige die Regel, sie gibt lediglich deren Existenz und nicht ihre Richtigkeit zu.

Wenn die Struktur der Sprache ein Abbild unseres Wesens ist, muss dessen Spannungsbedarf gewaltig sein; jeder Satz eine Kriminalgeschichte, die Lösung kommt immer am Schluss.

Die ultimative Steigerung von gescheit kann nur gescheitert heißen.

Der meiste Streit wird nur zu persönlichkeitsstützenden Zwecken ausgetragen; man kann einander so schön verachten.

Das kindliche Spiel empfängt seine Anmut vom durchscheinenden Ernst, dessen Fehlen macht jedoch die Belustigung der Erwachsenen zu kindischer Alfanzerie.

Eine Gesellschaft, vor den Künstlern auf den Knien, gliche Verbrechern, die sich glücklich schätzen, den Richtern Anlass zur Gerechtigkeit zu sein.

Da die Schmerzfühlbarkeit bei allen Geschöpfen von der Kopfleistung abhängt, ist es bei jeglicher Verletzung tröstlich, nicht so klug zu sein, wie man's gerne haben möchte.

Ehe das Herz nicht in Güte über die Dummheit lächelt, kann die Weisheit nicht seine Sache sein.

Der wahrhafte Perfektionist begeht seine Fehler, um nicht als unmenschlich zu gelten.

Dass wir gezwungen sind, eine falsche Lösung gar keiner vorzuziehen, ist das wirklich Beunruhigende an jedem Rätsel.

Die Gesellschaft bezahlt die Kunst, um sich von ihr weniger aufklären als bekämpfen zu lassen; doch wie viel Ehre kann ihr schon ein subventionierter Feind eintragen?

Es ist falsch, verachtet der Künstler die Welt des Geldes; wie kann er hinter das Reale blicken, wenn er vor ihm schon hilflos ist?

Es ist das verlorene Jenseits, das uns, um Zeit zu gewinnen, alle Lebensvorgänge beschleunigen lässt.

Lebt er nur vom Verhöhnern der Dummheit, gleicht der Geistreiche jenem Nachwuchs, der sich seiner Herkunft schämt.

Geheimniskrämerische Zurückhaltung ist das beste Rezept, seine Aufdringlichkeit an den Mann zu bringen.

Man mag die Untauglichkeit der Sprache kritisieren, aber alles würde zusammenbrechen, wenn wir uns im Bestreben, einander was vorzumachen, nicht mehr verstehen würden.

Um im Großen leichter über sich verfügen zu können, geht man dem Drang, zu gehorchen, am besten in kleinen Zwangshandlungen nach.

Um den Reiz des Zufalls würdigen zu können, widmet sich der überlegte Künstler dem durchgehend Planvollen.

Strebt man vornehmlich nach vernünftigen Handeln, ist man in seiner Zeit kaum erfolgreich, dennoch ist dieses Streben nicht sinnlos; es beschleunigt allgemein unser Werden zu vernünftigen Wesen.

Die Kopflosigkeit scheint dann ein starkes Argument zu sein, wenn man den eigenen Standpunkt mit dem Hinweis untermauert, den des anderen überhaupt nicht verstehen zu können.

Da das Verbot ein Motor der Lust, ist es der geheime Sinn der unaufhörlichen Flut von Gesetzen, durch wachsendes Angebot zu deren Übertretung den Bürger bei Laune zu halten.

Jedweder Ruhm fußt in der Leistung; im Grunde bewundern wir jedoch das Hochkommen selbst, das immer irrational, die Werke dienen bloß der Beschwichtigung unseres Verstandes.

Gilt's im letzten Atemzug noch Bedeutung zu erlangen, sagt man große Dinge voraus; tritt was andres ein, tut dem Propheten kein Bein mehr weh.

In der Melancholie dieses Jahrhunderts, wird man später sagen, kreiste eine ungeheure Kraft, die es liebte, sich in unendlichen Autobahnen zu entladen.

Der Erfolg psychologischer Betrachtung hängt vom Grad der Flächendeckung ab: wer viel ratet, errät auch einiges.

Der Vorsorgliche bewundert oft die ungehemmte Hingabe an den Tag, doch ist die Gegenwartsgier ein sicheres Zeichen der Angst vor der Zukunft.

Um von sich wegzukommen, betrachten viele die Natur, aber sich selber mit gerechten Augen zu sehen, führt zu einer Freiheit, die kein Baum in der Welt zu vergeben hat.

Im Alter wechselt man von der Geborgenheit im rastlosen Suchen in die des ruhigen Gleitens in das Verwandte mit dem Gefundenen.

Die Kunst des Zuhörens besteht vor allem darin, in der Geschichte des anderen die eigene zu sehen, die man zufällig nicht erlebt hat.

Je älter der Inhalt, umso mehr benötigt er eine neue Form; hingegen kann neues Denken nur durch eine alte Form in die Welt gesetzt werden.

Glaubt man, die Sprache denke für einen, kann man gleich das Gehen von den Schuhen besorgen lassen.

Das Verschweigen einer Untat erzeugt einen Schmerz, durch den man sich ihre Verbüßung erhofft, die aber nie gewiss ist.

Die einzige Stütze des Schwachen, wenn er aufbegehrt – was tut der Künstler anderes -, ist dessen ungeheure Angst vor dem Untergang.

Je mehr es gelingt, sich nicht wichtig zu nehmen, umso größer wird der Respekt vor sich selber sein.

Man behauptet von vielen Dingen, sie machen frei,
Arbeit, Liebe, Wahrheit, Gehorsam gegen das Gesetz usw.,
das heißt, umsonst ist Freiheit nicht zu haben, weswegen
viele sagen, es gibt sie gar nicht.

Der Mensch ist in die Erkenntnis verliebt und heiratet die
Moral.

Ohne die Möglichkeit zu zerbrechen, ginge kein Krug
zum Brunnen; ewig ein Ganzer könnte er zu Hause eben
so gut sein.

Im Vertrauen auf die allgemeine Verstellung gibt sich der
Künstler, so wie er ist.

Das Leben ist ganz sicher kein Traum; was immer er bie-
tet, Langeweile jedenfalls nicht.

Denken und Sprache stehen im selben Verhältnis, als die
Wirtschaft nicht Mathematik ist.

Verschiedene Begriffe sind deshalb groß und mächtig, weil
jeder sich davon eine eigene Vorstellung machen kann.

Die Ahnung, dass ein angenehmer Zustand bald aufhören
wird, ist ein Anzeichen, seiner eigentlich schon überdrüs-
sig zu sein.

Die Energie einer Epoche versteht die Musik am schnell-
sten, in welcher Erscheinung sie anzureden ist, findet dann
die Literatur heraus.

Die Fruchtbarkeit jeder Generation zeigt sich darin, auch
die älteste Geschichte neu zu erzählen.

Der Mensch verdrängt niemals den Tod; seine unbändige
Hingabe an das Leben ist das tiefste Gedenken, dessen er
fähig ist.

Eine abstoßende Fremdheit der eigenen Kunstwerke, an
nichts erinnernd, ist die einzige Garantie, dass sie von
einem selber stammen.

In der Eile benutzt man sich bloß selber, nur wer sich Zeit
lässt, kann sie auch in ihrer ganzen Fülle nützen.

Offenbar ist es leichter, den anderen als sich selber zu
beherrschen, sonst würden wir uns nicht ständig gegensei-
tig für den Grund des eigenen Jammers halten.

Man braucht umso weniger Geld, je mehr man das Leben
durch reines Tun bestreitet.

Das meiste an Individualität entsteht beim Versuch, sich
der Norm anzugleichen, als peinliches Nebenprodukt.

Das Understatement ist das Pathos der Sachlichkeit.

Politiker stabilisieren insofern das öffentliche Leben, als
sie stets halten, was sie nicht versprechen.

Da Leidenschaft nottut, warum nicht die, sich nicht wich-
tig zu nehmen; edel ist sie aber nur, setzt man alles daran,
bedeutende Fähigkeiten zu entwickeln.

Das Recht, die Welt im Gleichgewicht zu verkünden, hat nur jenes Elend, das sich als stolzes Widerlager des Glücks versteht.

Das Gute wird am ehesten bei einem zu Hause, wenn man es bei andren sucht.

Der Praktiker täuscht sich über sein Leben mithilfe des Traums hinweg, der Theoretiker braucht dazu die Wirklichkeit.

Außenseiter, die in die Gesellschaft zurückwollen, weist sie ab; die sie aber fliehen, jenen läuft sie nach.

Selten ist es uns gegeben, ehrlicher wir selbst zu sein, als wenn wir versuchen, mit einer Falschheit durchzukommen.

Unter den Süßigkeiten ist es die Rache, die uns menschlich macht; alle anderen Lüste kennen die Tiere auch.

Die meisten Künstler werden nicht anerkannt, weil es ihr größtes Problem ist, nicht anerkannt zu werden.

Der Wille zur Tragödie erfüllt sich meist durch die bittere Verachtung der Komödie.

Alle Entwicklung des Menschen geht über das Unbehagen am verschiedenen Maß angeborener Kraft, die so gezwungen ist, unmerklichere Pfade des Herrschens zu finden.

Je länger die Geduld des Denkens von Schritt zu Schritt, umso spontaner der Einfall, der den Weg überraschend zusammenfasst.

Die Wurzel allen Humors liegt in der scharfen Erkenntnis der Realität, deren größter Wunsch es ist, aufgehoben zu werden.

Der Sklave unterwirft sich dem Wirklichen, der Freie dem Möglichen.

Erst wenn das Neue in der Kunst ein Licht erschafft, das ein Altes vor dem Tod bewahrt, werden wir von ihm angesprochen.

Da das Alter viel Sonne im Herzen braucht, ist es das beste Ziel für unsere Güte.

Man steht mit einem Dummkopf auf gleicher Ebene, stellt man sich über ihn, hingegen ist das Studium der Dummheit der wahre Schlüssel zur Weisheit.

Es ist das Glück der kleinen Flamme, im Dunklen zu leuchten, das der mächtigen, mit der Sonne zu streiten.

»Mit wurscht«, heißt die knappe aber gültige Formel für den steirischen Buddhismus.

Den Fragen wird mit der Antwort Respekt erwiesen, weswegen sie auch mit einer falschen zufrieden sind.

Ein freundlicher Bursche genießt als Autor die Erlaubnis bedeutender Kollegen, seinerseits völlig unbedeutend zu sein.

Moralisch ist nicht die Abscheu vor einem Verbrechen, sondern das prickelnde Interesse daran, um so den eigenen Abgrund zu beruhigen.

Solange die künstliche Intelligenz nicht irrsinnig werden kann, braucht man mit ihr nicht zu rechnen.

Die Liebe könnte gar nicht das Wunderbarste sein, trüge sie nicht die Möglichkeit zum Furchtbarsten in sich.

Die atomare Kernspaltung wird das Ende bringen, gelingt uns eine seelische nicht; nur das Zertrümmern des aggressiven Menschheitskerns kann die Kräfte der Bewahrung freisetzen.

Wirklich hat der Bekehrte seine neue Religion erst begriffen, wenn er lachenden Sinnes zur alten zurückkehrt.

Der Zeitgeist ist so sehr eine flüchtige Erscheinung, dass er nur von den Mauern eines Magazins am Davonfliegen gehindert werden kann.

Alle Welt verehrt das Geheimnis der Liebe, um das des Lebens, an dem wir verzweifelt hängen, kümmern wir uns hingegen kaum.

Wer glaubt, sein Leben nicht selbst bestimmen zu können, ist meist mit dem Grimm darüber vielgenug entschädigt.

Nichts Großzügigeres als die Vergangenheit: sie hat den Verstand soweit geformt, bis er endlich erkennt, dass sie voll von Irrtümern war.

Wie dem Schauspieler die Sicherheit der Geste aus der geübten Übertreibung kommt, dient die Hysterie, dem Geängstigten innere Festigkeit zu geben.

Was wir mit absoluter Sicherheit nicht wissen können, macht uns glücklicher als jede Entdeckung, die doch nur ein Gebot zu weiterer Erkundung ist.

Es ist die Moral der Weisheit, sich dem als unbegreifbar zu zeigen, der aus ihr Nachteile für andere ableiten will.

Wir verbergen unseren Schmerz deshalb so gerne, weil wir fühlen, im Grunde gar kein Recht darauf zu haben.

Durch die häufigste Form des Lobs, mit dem Ausgezeichneten andere zu verurteilen, wird eigentlich nur die Missgunst aufgedeckt.

Über erlittene Ungerechtigkeit verbittert zu sein, heißt, zum Schaden von auswärts noch einen hausgemachten hinzuzufügen.

DER RICHTER

Anton Steiner, ein Richter im langjährigen Ruhestand, befand sich in der reich bevölkerten Grazer Herrengasse auf der Suche nach einem Bettler, den er einer Gabe für würdig erachtete. Vor einigen Tagen, als er über das Bettlerwesen nachdachte, hatte er verblüfft festgestellt, dass er bislang noch nie auf so was wie die ideale Erscheinung eines Bettlers gestoßen sei, wobei er sich jedoch zugab, gar keine rechte Vorstellung zu haben, wie eine solche Erscheinung aussehen sollte, er war aber sicher, würde er auf sie treffen, würde er sie erkennen.

Als erstes traf er auf einen muskulösen, gut gebauten Roma, den er sofort ablehnte, ein Mann in der Blüte seiner Jahre lag weitab von seiner Vorstellung eines idealen Bettlers. Ebenso erging es zwei weiteren Gestalten; die eine war eine erschreckend fette Frau mittleren Alters, sie saß auf einem Hocker, die den Passanten abgestumpft einen verbeulten Plastikbecher entgegenhielt, die andere, einen hageren Mann, fand er wegen seines scheuen Gesichts nicht ganz ohne, aber das Täfelchen vor seiner Brust, das ihm verkündete, eine milde Gabe bringe Glück, empfand er als eine zudringliche Aufforderung, sich einem blöden Aberglauben anzuschließen.

Am Ende der Herrengasse, beim Rathaus wurde er jedoch von einem Gefühl überfallen, als hätte ihn der Schlag gerührt: er stand vor einem ausgemergelten Mann, der auf dem Boden kniete, die Hände wie zum Gebet gefaltet, das Gesicht von Alkohol verwüstet, aber der Richter wusste dennoch, wem es gehört. Vor 50 Jahren hatte er zusammen mit diesem Menschen, er hieß Kummer, und zwei anderen Studenten, alle vier arbeiteten als Tellerwäscher,

in Göteborg eine gemeinsame Unterkunft bewohnt. Dieser Kummer hatte ihm damals eine beträchtliche Geldsumme gestohlen, erwiesenermaßen, aber er hatte den Diebstahl nicht angezeigt, da er dachte, Gäste, die ihre Gastgeber mit ihren Querelen belästigen, verdienen hochkant hinausgeworfen zu werden. Aber jetzt, hier an der Rathausecke, war es dem Richter, das wusste er sehr wohl, kein sauberes, aber dafür ein umso größeres Vergnügen, dem Bettler einen gehörigen Schein in das Körbchen zu werfen.

VORSÄTZE UND NACHSÄTZE

So wie sich ein Leben in Anekdoten erzählen lässt, kann die Geschichte des Geistes in Aphorismen überliefert werden, das heißt: beide Male im Extrakt, als Brühwürfel, die sich auflösen lassen, aber in kompakter Form das Leben und das Denken leicht fasslich machen. Seit der Antike ist das eine gebräuchliche Übung. Nicht selten werden solche prägnanten Zusammenfassungen in die nächsten Generationen übertragen, von denen sie rezipiert und womöglich auch in ihrer Bedeutung verändert werden. So geschehen mit der Erläuterung »Wissen ist Macht« des englischen Frühaufklärers Francis Bacon (1561-1626), mit der er im Gebildeten Selbstbewusstsein erzeugen und ihn an die Spitze der Gesellschaft führen wollte. Für Immanuel Kant, dreihundert Jahre später, war der Wissensdrang den Untertanen verloren gegangen, denn: »Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann«. Er wollte den Menschen aus seiner materiellen, »selbst verschuldeten Unmündigkeit« durch Aufklärung herausführen. Wiederum hundert Jahre später forderte der Arbeiterführer Wilhelm Liebknecht Bildung für alle, eben auch die unteren Schichten, denn Wissen sei Macht. Eine Illusion, die zur fortlaufenden Anhäufung von erlernbarem Wissensstoff für die schulpflichtige Jugend gediehen ist und damit eine Schule für das Vergessen begründete. Quantität geht vor Qualität. Das bringt Alfred Paul Schmidt zu dem Klärsatz: »Wissen ist Macht, darum bemüht sich kaum jemand um Erkenntnis.« Damit hat er einen vorläufigen Schlusspunkt zur Geschichte des Spruchs gesetzt. Denn die Verlegenheitslösung, die die moderne Pädagogik propagiert, dass man die Schüler zur Kompetenz erziehen möge, meint lediglich den aler-

ten Umgang mit der Wissensmasse und weniger die Bemühung um eigenständige Reflexion mit dem Ziel, den Geist in Bewegung zu halten.

Damit ist der Prozess angedeutet, wie ein Aphorismus entsteht. In diesem Fall ist es der Gedankengang entlang der Geschichte einer Weisheit von ihrem Anfang als Erkenntnis über Ideologie und politische Instrumentarisierung zur Erstarrung als Phrase, die als solche von Schmidt erkannt wird. Dieser Vorgang ähnelt der Definition, die Marie von Ebner-Eschenbach – eine der respektablen österreichischen Aphoristikerinnen – gegeben hat, dass der Aphorismus das letzte Glied einer Gedankenkette sei. Das lässt sich aber nur von den wenigsten der Schmidtschen Aphorismen sagen. In der Regel sind sie nicht Ergebnisse langer Denk-Prozesse, sondern Schlussfolgerung von Erlebnissen, Erfahrungen und Beobachtungen. Ergebnis von Nachdenken. Betrachtung eines Zustands oder Verhaltens.

Da gibt es etwa verschiedenen Vorstellungen davon, was ein Schauspieler sei. Entweder einer, der sich in den Rollen verliert, seiner selbst nicht mehr gewiss ist oder nie war, der nur in seinen Rollen lebt und in ihnen verschwindet. Oder einer, der sein ausgeprägtes Ich den Rollen aufzwingt, die damit schmückendes Beiwerk der Persönlichkeit werden. (Eine verehrte Wiener Schauspielerin lehnte zwiespältige Rollen ab mit den Worten: »Das will mein Publikum nicht sehen.«) Schließlich gibt es die Methode des erläuternden Vorführens einer Rolle, die keine Identifikationsbemühung erfordert. Schmidt fügt diesen möglichen Beschreibungen eine so noch nie formulierte Facette hinzu: »Auf folgenlose Weise man selber sein zu dürfen, macht die innere Anziehungskraft der Schauspielerei aus.« Das heißt, der Schauspieler kann seine charakterlichen Möglichkeiten und priva-

ten Unmöglichkeiten von den Rollen infizieren lassen, ohne Gefahr zu laufen, sich mit ihnen identifizieren zu müssen.

Der Aphorismus erhebt den Anspruch auf Erstmaligkeit und auf Einmaligkeit. Beides darf ohne umfassende Kenntnis bisheriger Spruchweisheit geschehen. Wenn der Aphorismus eine Wiederholung bereits gedachter Gedanken wäre, wenn er also nicht original ist, dann wird er doch originell formuliert, bzw. gliedert er sich in das Gedankengebäude ein, das der Aphoristiker mit seinem Werk meint. Damit ist nicht gesagt, dass der Aphoristiker ein System errichtet, im Gegenteil, die Vereinzelnung der Sätze lässt zwar Verwandtschaft erkennen, jeder Satz bleibt im Besitz des Urhebers, aber es besteht kein zwingender, logischer Zusammenhang.

Jeder Aphorismus ist einzeln, steht für sich als ein in sich geschlossenes Ganzes. Was keinen Einfluss auf seine Gültigkeit hat. Er lässt vielmehr den Widerspruch zu, wenn er ihn nicht sogar willentlich herausfordert. Der Aphorismus ist keine ewig gültige Wahrheit, ihn einzuzementieren als dauerhaftes Bekenntnis des Autors wäre verfehlt.

Der Aphorismus ist augenblicksgeboren. Das Denken und die Erkenntnis schreiten fort. Gedächtnis ist nicht viel wert, Erinnerung muss vernachlässigt werden. Der Anspruch auf Beständigkeit wäre fatal. Die Reflexion geschieht im Moment und ihr formuliertes Ergebnis ist nicht nur kurz, sondern auch plötzlich. Und es ist reziprok, alle Aphorismen sind aufeinander bezogen, sind archimedische Punkte, von denen aus man das Werk erschließen kann. So lässt sich zum Beispiel die Definition des Schauspielers auf den Mörder beziehen, der mit seiner perfekt ausgeführten Tat auf folgenlose Weise er selbst sein kann, ohne jedoch das öffentlich zur Schau stellen zu dürfen (»DER WÜSTE ATEM«, 1984).

Alfred Paul Schmidt ist ein Erzähler. Aber das bloße Erzählen genügt ihm nicht. Es muss in einen Gedanken münden, muss um einer Erkenntnis willen geschehen. Sein Erzählen ist nachdenklich. Es besteht nicht um seiner selbst willen. Von Anfang an war es von Gedanken geprägt, als Summe des Erzählten oder als intrikate Wendung. Jedes seiner zwei Dutzend Bücher ist von Figuren gelenkt, die die Definitionshoheit beanspruchen. Im noch unveröffentlichten Roman »Die Profilsohlen von zwei eleganten Männern« ist es ein Schriftsteller, dessen Roman über den plötzlichen Gedächtnisverlust (ein häufiges Schmidt-Thema seit den 70er Jahren) nicht angenommen wird, und der sich deshalb als Raumpfleger verdingt, was ihm Gelegenheit zu tief-sinnigen Betrachtungen über Wetter und Staub verschafft. In »Das andere Gestern« (2010) ist es ein pensionierter Drehbuch-Schreiber, der die nötigen Welterklärungsmodelle und -sätzen parat hat: »Die Zukunft ist prächtig, weil sie noch nicht ist, die Vergangenheit, weil sie nicht mehr ist, aber am allerprächtigsten ist die Gegenwart, weil es sie in Wirklichkeit gar nicht gibt«, trug ein kleiner Mann von 55 Jahren und gut gefüllter Statur in sein Notizbuch ein«. Damit ist – abgesehen davon, dass der Erzähler sichtlich nicht mit dem Autor, der ja doch auch als pensionierter Drehbuch-Schreiber bezeichnet werden kann, identisch ist – die Voraussetzung dafür gegeben, dass alles Nachfolgende nicht unter dem Gesichtspunkt realistischer Wahrscheinlichkeit gelesen werden sollte. Die Geschichte kann unabhängig von gebräuchlichen Verhaltensmustern erzählt werden, zugleich aber mit unkonventionellen Vorschlägen und verquerten Charakterisierungen den Alltag brauchbar machen. Schmidt greift gern die schwersten Probleme an. Aber bevor er sich überhebt, löst er die Fragen nach

den letzten Dingen in der kürzest möglichen Form – mit einem Aphorismus, der jedoch, wie es seine Art ist, sofort durch einen gegensätzlichen ausgetauscht werden könnte. Das Besondere des von Aphorismen durchsetzten und reglementierten Romans ist es, dass er keine allgemeingültige Basis hat, sondern nur eine subjektive (des Erzählers oder einer seiner Figuren). Alle Aussagen sind relativierbar. Es werden keine ewigen Wahrheiten verhandelt oder durch die Handlung illustriert, sondern anfechtbare Ansichten. Denken und Sein gehören zusammen. Der Denkende sieht den Zusammenhang nicht konsekutiv, sondern kausal: Ich bin, also denke ich, besser: also habe ich zu denken. So gesehen bestimmt das Sein zwar nicht das Bewusstsein, aber das Bewusstsein ist ohne das Sein nicht denkbar, das Sein macht es möglich. Es besteht naturgemäß ein Abhängigkeitsverhältnis, das aber nicht die Freiheit einschränkt. Die Freiheit des Willens mag zwar an Grenzen stoßen, aber die Freiheit des Denkens wird nicht determiniert, und es wäre eine denkfaule Ausrede, sie durch gesellschaftliche Umstände beeinträchtigt zu sehen. Das Denken kann sich über alles hinweg setzen. Schmidt will dabei neue Wege finden, nicht auf ausgetretenen Pfaden dümpeln. Das Originelle ergibt sich durch Eigenwilligkeit. Das prägnante Erklären ist dem Autor und seinen Hauptfiguren Bedürfnis und strukturiert die Erzählweise. Immer ist der Plot nur der Anlass für Reflexionen. Die Handlung genießt nicht das Vertrauen des Erzählers, und der Leser wäre schlecht beraten, wenn er die Bücher der dargestellten Begebenheit wegen läse. Die Spannung soll zwar nicht abreißen, vorrangig aber ist stets das Gedankengeflecht, das der Erzähler oder seine Figuren über das Mitgeteilte legen. Nicht im Sinne einer Systematik oder abschließenden Lösung der aufgeworfenen Probleme,

sondern als immer neuer Ansatz, einen klärenden Zugang zu finden. Es wird kein Gedankengebäude errichtet, das die erzählte Welt zusammenhielte, sondern immer neue möglicherweise inkompatible Bausteine versuchen eine mögliche Erklärung. Das Misstrauen, Welt und Wirklichkeit nachahmend wiedergeben zu können, hat Schmidt aus seinen Anfängen in die Gegenwart herüber gerettet. Alles Erzählte ist Anstoß zum gedanklichen Erfassen, Interpretieren, Durchleuchten. Und weil die Lust und das Interesse am grübelnden Darüberstehen der eigentliche Beweggrund des Schreibens ist, können seine Fabeln gar nicht verwunderlich oder absonderlich genug sein.

Das bestimmt auch seine Kriminalromane und -filme, die er viele Jahre lang geschrieben hat. Er hat das Ungenügen, das er am bloßen Mörder- und Gendarm-Spiel empfand, in seinem Sinne umgesetzt. Der Hauptermittler, also etwa Stockinger, ist schrullig genug, um seine Erkenntnisse mit Schmähs zu begleiten. Oder Schmidt erfindet einen Sentenzen-Hofrat – in der »Stockinger«-Serie ist das Hans Peter Heinzl – der mit seinen Sprüchen das Leben und seine verschlungenen Pfade kommentiert. Oder andere Figuren versuchen sich ebenfalls als Sprüchmacher, kommen aber damit bei ihren Gesprächspartnern gar nicht gut an und werden mit höhnischen Floskeln (etwa: »sehr witzig«) mundtot gemacht. Dadurch bekommen Schmidts Krimis eine hinterhältig komische Komponente. Auf jeden Fall lässt er erkennen, dass er seine Figuren und deren Handeln nicht schwer nimmt. Es würde seiner Weltsicht und Schreibweise widersprechen, wenn das Heil der Welt, die Wiederherstellung des Regelmäßigen, moralisch Akzeptablen der allein selig machende Sinn der Krimis wäre. Alles wird zwar durch kuriose Ermittlungseskapaden sehr wohl

zu einem befriedigend gelösten Ende gebracht. Aber die vielen Toten am Wegesrand werden nicht bedauert oder betrauert, sind nur Spielfiguren im Werkl. Der Vorwurf, den man Schmidt machen könnte, er gehe mit seinen Figuren zu verächtlich um, könnte im Hinblick auf die grausame Slapstick-Groteske der Comics abgewehrt werden. Die Abenteuer der Handlung werden mit Witzen und verqueren Gedankensprünge unterlaufen, kommentiert und strukturiert. Es kommt so weit, dass die Handlung gänzlich der Spintisiererei unterworfen wird.

Im besten Sinn löst Schmidt sein Problem der Verbindung von verrückten Ideen und tollen Taten in der noch unaufgeführten Kriminalgroteske »Die Safranski-Legende« (1996). Ein Ermittler will den Mord an einem Untermieter aufklären, den entweder Vater, Mutter, Tochter oder Sohn ermordet haben dürften. Sie entlarven sich selbst, indem sie so hochgestochen daherreden, wie es der Ermordete zu tun pflegte. Alle vier haben ihn umgebracht, und der Geist und die Sprachmächtigkeit des Toten sind – in Voodoo-Manier auf quasi kannibalistische Weise – in sie gefahren. Sie reproduzieren die Sprachwucherungen des Mitbewohners, dessen superkluge Ergüsse sie nicht mehr ausgehalten haben, weshalb sie ihn aus dem Weg räumten.

Ähnlich ist Schmidt in seinen Hörspielen vorgegangen, vor allem in seinen sechs letzten, die zwischen 1994 und 1999 von Studio Steiermark produziert worden sind. Es sind Kriminalsatiren um den Detektiv Tinti, in denen dieser hilflos und überfordert in politische Strudel gerät, aus denen er sprachlich tollpatschig als Gewinner hervorgeht, ohne dass sich die Zustände zum Besseren hätten ändern lassen. Schmidt als politischer Autor? Die Missstände, über die er sich in den Tinti-Folgen lustig macht, hatte er schon

früh aufgespießt (etwa in seinem ersten Stück »buenos noces piaster« von 1975). Politische Schachzüge, Ränke und vor allem Reden waren immer wieder Gegenstand seines kritischen Interesses, wie er es schon im Vorwort zu »Als die Sprache noch stumm war« (1974) – wie immer ironisch unterhöhlt – beteuerte: »Daß aus dem Buch eine verbindliche oppositionelle Haltung, die ohne weiters politisch zu verstehen ist, herausgelesen werden kann, ergibt sich aus der bedrängten Lage der Sprache beziehungsweise ihrer Überbürdung.«

Die Konsequenz aus diesem Ansatz, dass die Geschichte nur Behelf ist, ist die Loslösung des Gedankens vom Erzählten. So ist es zu verstehen, das Schmidt seit Mitte der 80er Jahre durch mehr als zwei Jahrzehnte hindurch für die »Kleine Zeitung« in Graz wöchentlich einen Klärsatz beige-steuert hat, den der Redakteur aus den Tag für Tag entstanden ausgewählt hat. Viele tausend gibt es. Elias Canetti, der auf ähnliche Weise tägliche Aufzeichnungen machte, sprach von einer »unentbehrlichen täglichen Übung«. Eine kleine Auswahl liegt hier vor. Es ist keine Blütenlese aus den mit Aphorismen durchsetzten Prosatexten – das wäre unzulässig, weil sie in den Romanen und Erzählungen, Filmen und Hörspielen dem jeweiligen individuellen Charakter und der Persönlichkeit der Figur oder des Erzählers zugeordnet sind. Es sind in sich abgeschlossene Gedankenfrüchte, die stets von Neuem die großen Themen unserer Gegenwart, Politik und Lüge, Wirklichkeit und Wahrheit, Glaube und Gott, Glück und Moral, Werte und Irrungen, Medien und Gesellschaft, Kunst und Natur, Geist und Gefühl, Denken und Sprache, Klarheit und Veränderung umkreisen.

Die Sammlung ist kein Stückwerk. Jeder Aphorismus steht für sich, alle zusammen aber sind Fäden, die sich

zu einem Bild ihres Verfassers fügen. Es ist das Bild eines gütigen Skeptikers, eines unbeirrten Lakonikers, eines unerbittlichen Zweiflers, der entspannt zum Stoiker wird, ein Pessimist, der nicht verzagt, sondern durch Aufzeigen von Missständen die Möglichkeit ihrer Beseitigung andeuten will. Wir begegnen einem genauen Beobachter, der nicht von oben herab urteilt, der einer von uns ist, und deshalb mit Fug und Recht »wir« sagt, der sich aber abseits hält und nicht involviert werden will als Ratgeber, Guru oder Thinktank. Er vermeidet Kumpanei mit aller Welt, mit Allerweltsgedanken. Dennoch spricht er im Namen aller, der Allgemeinheit. Er schließt sich nicht aus. Aber er spricht nicht im Namen seiner selbst. Er will nicht allein sein, das heißt, er scheut die Einsamkeit des Einzelgängers, der ohne Echo auf sich selbst beschränkt bliebe. Dadurch erweckt er den Anschein der Objektivität. Wenn er »Ich« sagen würde, zöge er sich den Boden der Gültigkeit unter den Füßen weg. So ist »Förderung des Mitleids«, Empathie möglich.

Methodisch geht er unaufgeregt vor; er setzt keine Ausrufezeichen, die den Gedanken Nachdruck verleihen sollen. Er bleibt ernsthaft, verspielt sich nicht, ist nicht brachial auf eine Pointe aus. Wortspiele sind selten (»Nicht jeder, der eine Ferse hat, ist schon ein Achilles.«). Er arbeitet mit Vergleichen (je – desto, bei ihm: um so), mit Metaphern.

Nur Beobachtetes zu erzählen, war ihm immer zu wenig; es musste sich zu klärenden Sätzen zusammenfassen lassen. Als Beispiele dienen die meisten der hier versammelten Anekdoten.

Wichtig ist: Reflexion schützt vor Trivialität. Der Gedanke allein ist neutral, erst durch Kombination wird ein Zusammenhang hergestellt und durchschaut. Man muss

nicht alles für wahr halten. Törichtes ist nicht nutzlos, denn es kann, es muss verbessert werden.

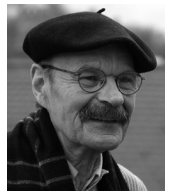
Erkenntnis heißt Verständnis. Der lange Atem, den es für den Aphorismus braucht (Karl Kraus) führt zu einem immer neuen Ansatz, der ein Ergebnis bringt, das sich durch Kürze auszeichnet. Erkenntnis ist immer ein Phänomen von Gegenwart. Ein Beharren auf schon Gedachtem und Ausformuliertem wäre Stagnation und vergebliches Leben.

Der Aphorismus kommt nicht von selbst, er ist kein Einfall aus dem Ungefährten, kein Zufall, sondern das Ergebnis einer grübelnden Analyse, für die er, der Autor, verantwortlich ist. »Volksweisheiten«, die keinen Autor ausweisen, sind deshalb problematisch und anfechtbar. Der Aphoristiker muss die Gefahr des Eklektizismus bannen und Vorbilder ausschließen. Ein solcher Autor hat auch keine Schüler, allenfalls Nachfolger, die das Epigonale ebenso meiden wie er und denen das Überraschende, das Widersprüchliche selbstverständlich sind.

Die Konsequenz eines solchen erkennenden Denkens ist nicht Handeln – sondern Schreiben.

Reinhard Urbach

Alfred Paul Schmidt, 1941 in Wien geboren, lebt in Graz. Neben zahlreichen Prosawerken verfasste er unter anderem Theaterstücke, Hörspiele und seit 1986 Drehbücher für ORF-Krimi-Serien wie »Tatort«, »Stockinger« oder »Soko Kitzbühel«.



Viele Preise, u. a. der Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung für das Drehbuch zur Romanverfilmung von »Die Wasserfälle von Slunj« von Heimito von Doderer.

Alfred Paul Schmidt in der edition keiper:



Das andere Gestern

Roman

180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-9502761-2-1



Nachbar Tod

Kriminalroman

204 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-13-2



Das Buch der Schläfer

Kriminalroman

232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9503343-9-5



Aus dem Grenzenlosen komm ich mir entgegen

Roman

264 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-80-4



Leuchtender Atem - Alle Jahre wieder.

Erzählungen

144 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-03-3



Im Überfluss klar daneben

Ein Klangkristall

110 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-28-6